



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zarncke, Eduard: Sollen wir das Beste vergessen? : eine Nachwort zur  
Schulkonferenz

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

noch Gesellschaftsklassen mehr; wie könne man also noch an einer Fahne festhalten, deren verschiedene Farben Königtum und Klassenunterschied andeuteten! Die Zeit der sozialen Gleichheit sei gekommen. Der Einheitlichkeit der Gesellschaft entspreche die Einheitlichkeit der Farbe im roten Banner. Er verstieg sich sogar zu der Behauptung, daß die rote Fahne schon das Feldzeichen der alten Gallier gegen die Römer gewesen sei. Seine Gründe vermochten freilich die Freunde der Trikolore von der Angemessenheit seines Antrages nicht zu überzeugen. Immerhin erlangte er das Zugeständnis, daß die Beamten der neuen Regierung eine rote Rosette im Knopfloch tragen sollten, und daß die rote Rosette auch an der Fahnenstange der Trikolore befestigt werden würde. Diese war so zum zweitenmale gerettet, aber sie gilt seitdem als die Fahne der Bourgeoisie.

Ältere Zeitgenossen wissen noch aus eigener Erinnerung, daß die rote Fahne bereits im Jahre 1848 ein auch außerhalb Frankreichs wohlbekanntes Sinnbild des Aufruhrs war. Auch ihre sonstige Verwendung seit dieser Zeit ist noch in aller Gedächtnis.



## Sollen wir das Beste vergessen?

Ein Nachwort zur Schulkonferenz

Von Eduard Zarncke



seit einer Reihe von Jahren hat um die Vorzüge der Gymnasial- und der Realbildung ein erbitterter Kampf getobt. Zwei feindliche Parteien waren es in der That, die eine jede die andre von ihrem Standpunkte aus bekriegte, und beiden schien es sehr wenig auf das gemeinsame Ganze anzukommen, die Rufer im Streit auf beiden Seiten verfochten bestimmte Interessen ihrer Anhänger, das heißt, sie sprachen pro domo. Hie Gymnasium, hie Realschule! hieß es. Die Vertreter des Gymnasiums erkannten zwar richtig die Vorteile der humanistischen Bildung, hielten aber zum großen Teile an Vorurteilen und veralteten Anschauungen fest, die Anhänger der Realschule waren durchdrungen von der richtigen Überzeugung, daß das moderne Leben eine erhöhte Rücksicht erfordere, doch schossen sie weit über das Ziel hinaus und verkannten den Wert der Gymnasialerziehung in hohem Grade. Nur selten ward ein Wort vernommen, das bemüht gewesen wäre, eine Einigung der Parteien herbeizuführen, und

vernahmen die Ohren einmal ein solches, so blieben ihm doch Herz und Sinn der Streitenden meist verschlossen, sei es, daß es überhaupt nicht dazu ange-  
than war, sich den Weg bis in die Gemüter zu bahnen, sei es, daß der Groll auf beiden Seiten jedweden Vermittlungsversuch vereitelte.

Von diesen vermittelnden Stimmen schienen noch am ehesten Aussicht auf Erfolg die zu haben, die die zwiefach geteilte Vorbildung der Blüte unsrer Jugend bedauernd eine gleichmäßige Gestaltung derselben herbeiwünschten. So entstand der Plan zur Einheitschule. Aber er war von vornherein nur ein schöner Traum, dessen Verwirklichung an dem Widerstande der thatfächlichen Verhältnisse scheitern mußte. Nicht als ob der Gedanke an sich verfehlt und verwerflich gewesen wäre, nein, er ist im Gegenteil durchaus begreiflich und liegt nahe genug; aber seiner Ausführung türmen sich unüberwindliche Hindernisse entgegen, die auch der kühnste und entschlossenste Wille nicht hinwegzuräumen vermag. Es ist in Anbetracht unsrer gesamten Kulturverhältnisse nicht mehr möglich, dem künftigen Gelehrten, um diesen allgemeinen Ausdruck zu gebrauchen, dieselbe Vorbildung angedeihen zu lassen, wie dem, der sich in der praktischen Arbeit des Lebens bethätigen soll. Und so wird denn dieses Traumbild zerfließen und denen, die es geschaut haben, einstens nur noch eine freundliche Erinnerung sein.

Allerdings gab es und giebt es daneben immer noch eine Anzahl unbefangen denkender Männer, die sehr wohl wissen, wie es um die Vorzüge und Nachteile des Lehrplans unsrer Gymnasien bestellt ist. Daß die Gymnasien, eine richtige Handhabung in der Lehrmethode vorausgesetzt, für die mehr gelehrten Berufe im allgemeinen die denkbar günstigste Vorbildung bieten, erkennen diese an. Denn es ist eine mißverständliche Auffassung, die freilich um so verbreiteter ist, als müsse das Gymnasium für einen bestimmten Fachberuf vorbereiten. Gewiß gehört es zu den Aufgaben des Gymnasiums, seinen Zöglingen eine Summe von allgemeinen Kenntnissen zu verleihen, wie sie für den Höhergebildeten unerläßlich oder wünschenswert ist. Und in dieser Beziehung mag ja manches im Argen liegen und einer Aufbesserung bedürftig sein. Namentlich sollten Kenntnis der heimischen Verfassung und Gesetze unbedingt, soweit es dem Standpunkt des Schülers entspricht, auf dem Gymnasium gelehrt werden. Auch einen Begriff von den allgemeinen Grundlagen unsrer Jurisprudenz und eine gewisse Kenntnis ihrer wesentlichen Bestimmungen, soweit sie sich für das praktische Leben notwendig oder nutzbar erweisen dürfte, sollte der Student schon von der Schule mitbringen. Vor allem aber die neuere Geschichte, namentlich die deutsche, gehört bis nahe an die Gegenwart auf das Gymnasium, nicht sowohl, weil sie sich besonders günstig zum Lernstoff eignete, sondern weil wir Deutsche sind und schon in der Jugend lernen sollen, welches die Fäden sind, die unser Reich, unsre Nation und ihre Kultur mit der Vergangenheit verknüpfen. Es waren wohl

auch nur wenige, denen nicht das Gewissen geschlagen hätte, als diese Mahnung von allerhöchster Stelle erging. Auch mit der körperlichen Ausbildung sollte sich die Schule noch mehr befassen, als es bisher geschieht, da vor allem der Körper gesund sein muß, wenn ein gesunder Sinn drin wohnen soll. Daß anderseits manches als entbehrlich in der Folgezeit wegbreizen kann, kann nicht bestritten werden: mag beispielsweise der lateinische Aufsatz fallen, wenn er wirklich erfahrungsgemäß in den meisten Fällen nur eine mühelose Zusammenstellung von Redensarten ist, denn dann erreicht er seinen Zweck allerdings nicht. Freilich, wer sich ernstliche Mühe giebt, einen lateinischen Aufsatz zu schreiben, dem bringt eine solche Arbeit mehr Nutzen als fast jede andre Geistesübung. Mag man ferner immerhin künftig mehr Wert auf den deutschen Aufsatz legen, man vergesse nur nicht, daß die Fertigung einer Übersetzung aus einer fremden, am besten einer der toten Sprachen, wenn nur die möglichste Treue einerseits, die Reinheit und Schönheit des deutschen Stils anderseits angestrebt wird, die Sicherheit in der Anwendung des deutschen Ausdruckes mehr fördert als eine frei verfaßte Stilübung. Also solche und ähnliche Änderungen im Lehrplan wird sich das Gymnasium gefallen lassen müssen. Aber damit ist nicht gesagt, daß es sein Zweck sei, für einen Fachberuf vorzubereiten. Es soll nur die allgemeine Grundlage abgeben für den, der sich einem gelehrten Fachstudium zu widmen gedenkt. Auf jener unrichtigen Anschauung beruht es, wenn man sich z. B. vonseiten der Naturforscher darüber beklagt, die Gymnasiasten brächten zu wenig Kenntnisse in den Naturwissenschaften auf die Universität mit. Sie kommen eben dahin, um sie sich anzueignen, und wer dies Fach nicht studiren will, der lernt wohl auf den meisten Gymnasien zur Genüge davon. Mit demselben Recht könnte sich der Nationalökonom beschweren, daß seine Hörer, wenn sie vom Gymnasium kommen, nicht genug Englisch verstünden, oder der Theologe, daß die Kenntnis des Hebräischen noch zu wünschen übrig lasse. Und was sollte wohl der Jurist oder gar der Orientalist sagen?

Die Schulkonferenz, deren Berufung für die streitenden Parteien eine Art Waffenstillstand bedeutete, hat ihre Arbeit beendet. Das von ihr geschaffene Fundament auszubauen wird die Aufgabe der nächsten Zukunft sein. Aber wie sich dieser Ausbau auch gestalten möge, der eigentliche Kern der Gymnasien, die humanistische Grundlage, kann unangetastet bleiben, immer vorausgesetzt, daß die Art des Unterrichts allen berechtigten Anforderungen entspricht, ja sie muß sogar unter dieser Voraussetzung unangetastet bleiben. Die Griechen bilden die Grundlage unsrer geistigen Kultur, die Römer vermitteln zwischen ihnen und uns. Es ist, nachdem die Kulturbedeutung des klassischen Altertums so lange und so vielfach Gegenstand der Erörterung gewesen ist, überflüssig, hier die Ansammlung der Einzelheiten, die uns daran mahnen, abermals zu verzeichnen, die tausend und abertausend Fäden, die uns mit dem Altertum

verbinden, aufzuweisen, um daraus den Schluß zu ziehen, daß eine nicht nur oberflächliche Kenntnis und Anschauung desselben für den, der sich wissenschaftlich bildet, in allen Zweigen notwendiges Erfordernis ist, wenn er nicht auf Schritt und Tritt im Finstern tappen will. Um nur eines großen, allgemeinen Nutzens Erwähnung zu thun: wer gelernt hat, nicht nur im Strome der Gegenwart zu schwimmen, sondern aus der Gegenwart zurückzuschauen in eine in sich abgeschlossene Vergangenheit, dem schärft sich auch der Blick für die Entwicklung der Dinge. Für die Erweckung des historischen Sinnes ist das Studium des Altertums hervorragend förderlich, fast unerläßlich. Wir haben in ihm überall eine in sich abgeschlossene Entwicklung vor Augen. Die griechische Poesie ist das Urbild jeder echten und wahren Poesie, sie zeigt uns eine fortlaufende Entwicklung aus sich selbst heraus vom Ursprünglichen zum Klassischen, weiter zum Modernen. Ähnliches läßt sich von der Prosa, namentlich der historischen, sagen. Die Zeit, die man an die griechische Litteratur wendet, ist nicht verloren. Wer den Inhalt ihrer edelsten Erzeugnisse auch an einem kleinen Teile wirklich kennen gelernt, ihren Geist wahrhaft erfaßt hat, wird reichlichen Gewinn für seine ganze Denk- und Anschauungsweise davontragen. Auch die römische Litteratur, ein Ersatz für die griechische, wo diese verloren ist, hat ihre selbständigen Vorzüge. Hochwichtig aber sind die alten Litteraturdenkmäler namentlich in formaler Beziehung. Das Umdenken, das Durchkneten des Geistes geschieht in keiner Weise besser als an der Hand der alten Texte, eben weil wir hier tote Sprachen haben, die mit der unsrigen nicht so viel Ähnlichkeit aufweisen als die modernen, wenigstens als die von ihnen, die hier in Betracht kommen, aus denen doch zu einem sehr großen Teile mehr oder minder gedankenlos Wort für Wort oder Satz für Satz übersetzt werden kann, jedenfalls weit häufiger, als dies bei den alten Sprachen der Fall ist. Hier steht das Lateinische dem Griechischen noch voran, und so ergänzen sich diese beiden Unterrichtsfächer sehr glücklich dahin, daß bei dem einen der Inhalt, bei dem andern die Form von größerer Wichtigkeit ist, und wollte man dies berücksichtigen und darnach beim griechischen Unterrichte mehr den Inhalt, beim lateinischen mehr die Form betonen — man würde freilich nicht ganz ohne treffliche Übersetzungen auskommen —, so würde man zugleich zweierlei erreichen: genügendes Verständnis für den Inhalt der griechischen Litteratur und zureichende Fertigkeit im Lateinlesen. Denn der lateinischen Sprache wird der Höhergebildete immer mächtig sein müssen; der griechischen gegenüber ist die Forderung nicht in dem Maße zwingend, wenn man hierüber auch verschiedener Ansicht sein kann. Ähnliches wie von der Litteratur gilt von der alten Geschichte, ja sie eignet sich durch ihren regelmäßigen, gleichsam planvollen Verlauf besser als die meisten andern Zeitperioden zum Lehrstoff für das Gymnasium, wenigstens bis zu einem gewissen Zeitpunkte, die griechische im fünften Jahrhundert, die römische bis zur Kaiserzeit. Eine Zeit mit Kämpfen und

Bestrebungen, für die wir kaum noch rechtes Verständnis, geschweige denn Interesse haben, wie im allgemeinen das Mittelalter, eignet sich nicht zum Schulunterricht. Von der neuern Geschichte ist die preußische noch am lehrreichsten. Überhaupt erscheint vom praktischen Gesichtspunkt aus die antike Kultur mehr zum Lehrstoff verwendbar als die der Neuzeit, da wir ihr viel objektiver gegenüberstehen. In die Beschäftigung mit den antiken Schriftstellern kann nie irgend welcher moderne Parteigeist hineinspielen, weder politischer, noch religiöser. Es ist überhaupt ein Vorzug des Altertums, daß wir so wenig darin von religiösen Kämpfen spüren; freilich, wie weit wirklich Denk- und Glaubensfreiheit dort vorherrschten, mag dahingestellt bleiben, sicher ist aber, daß es ein bis ins einzelne vorgeschriebenes Dogma nicht gab.

Doch genug von dem Werte der Altertumswissenschaft für das Gymnasium. Daß dieses nach Einführung gewisser Änderungen, wie sie beraten sind und werden sollen, nach wie vor die Fähigkeit in sich trage, seine Aufgabe zu erfüllen, müßte nach dem Gesagten eigentlich unzweifelhaft erscheinen. Dabei darf nur eins nicht vergessen werden, worauf unsers Wissens bisher nicht mit dem nötigen Nachdruck hingewiesen worden ist.

Man pflegt sich so gern darauf zu berufen, daß aus dem Gymnasium, wie es ist, die größten Männer unsrer Nation hervorgegangen seien; diese hätten doch, meint man, denselben Unterricht empfangen, wie wir. Denselben Unterricht nach dem Lehrplan, ja. Aber es kommt nicht nur auf das Was, sondern gar sehr auch auf das Wie des Unterrichts an. Wäre es denn aber denkbar, daß der Unterricht in den klassischen Fächern, wie ihn unsre Väter und manche von uns noch empfangen, anders beschaffen gewesen sei, als der, den unsre Jugend jetzt genießt, trotz der äußerlichen Gleichheit des Lehrplans? Das ist nicht nur denkbar, es ist sogar Thatsache.

Das Gymnasium kann seine Aufgabe auch in der Zukunft nur dann lösen, wenn der klassische Unterricht so betrieben wird, daß sich die Vorteile, die er bieten kann, auch wirklich ergeben. Zu diesen Vorteilen gehört aber neben andern, die wir nicht verkennen, in erster Linie die Erweckung des Bewußtseins für den Gedankeninhalt und somit für den idealen Wert der alten Klassiker. In diesem Punkt aber macht sich eine Wandlung gegen früher augenfällig bemerkbar. Die Klage hierüber ist nicht neu, sie ist längst erhoben worden und wird täglich lauter, aber es hat den Anschein, als wäre man sich nicht bewußt, daß hierin ein Hauptgrund der Verstimmung gegen die Gymnasien liegt, und daß wir hier anfangen müssen, wenn wir reformiren wollen.

In der That, was das Gymnasium dem Volke entfremdet hat, ist nicht der klassische Unterricht überhaupt, sondern die Methode, die seit einigen Jahrzehnten begonnen hat sich mehr und mehr einzubürgern. Während zu den Zeiten unsrer Väter, wer immer vom Gymnasium kam, einen wahren Schatz

für sein ganzes Leben mitbrachte und die alten Schriftsteller als Quelle eines reinen Genusses in dankbarer Erinnerung behielt, hört man jetzt überall — wenn auch mit manchen rühmlichen Ausnahmen — vonseiten sonst höchst verständiger und einsichtsvoller Männer, obgleich sie auf dem Gymnasium vorgebildet wurden, die lautesten Klagen über das „trockene Zeug,“ mit dem sie sich auf der Schule hätten plagen müssen. Gegen diese anerkannte Thatsache hilft kein vornehmes Aehselzucken des klassischen Philologen, helfen keine Redensarten, wie die, daß Kaviar nicht fürs Volk sei, und wie sie alle heißen mögen, mit denen man die unbequeme Thatsache der Berechtigung dieser Gegenströmung aus der Welt zu schaffen sucht. Es ist ein ganz unbilliges Verlangen, daß auch nur des begabten Schülers Interesse von selbst rege werden solle ohne Anleitung, doppelt unbillig, wenn sich dieser erst durch eine fremde Sprache hindurchzuarbeiten hat, wo der gute Wille leicht erlahmt, und der Blick für das Ganze sich verliert. Vermögen wir nicht mehr für einen Lehrstoff, der einen so hauptsächlich Bestandteil des Unterrichts ausmacht, wie der humanistische, Lust und Liebe, wenigstens bei den begabteren Schülern, zu erregen, senden wir Abiturienten in die Welt hinaus, die kaum eine Ahnung davon haben, was denn eigentlich die Schriftsteller wert sind, mit denen sie sich jahrelang geplagt haben, und finden wir sogar häufig Geringschätzung an Stelle der frühern Begeisterung, da hat man doch wohl das Recht, bedenklich zu werden und sich zu fragen, ob wir es denn mit unserm heutigen Gymnasialunterricht wirklich gar so herrlich weit gebracht haben. Wie geht es zu, daß auf den Gymnasien im allgemeinen — die Ausnahmen bestätigen nur die Regel — nicht mehr die gleiche Begeisterung für das klassische Altertum erweckt zu werden vermag wie ehemals? und läßt sich hoffen, daß hier Abhilfe geschaffen werden kann? Das sind die Fragen, die sich gebieterisch aufdrängen, und denen man fest ins Auge sehen muß.

Um diesen Fragen näher zu treten, sei zunächst daran erinnert, daß es zwei streng zu scheidende Aufgaben sind, die der klassischen Philologie gestellt sind: die Heranbildung von Lehrern einerseits, und andererseits die Förderung der Wissenschaft, sei es durch eigne Forschung, sei es durch Heranbildung von selbständigen Forschern. Nennen wir die eine Richtung die praktische, die andre die rein wissenschaftliche Philologie. Mag sich der eine Universitätslehrer mehr der einen, ein anderer mehr der andern Aufgabe zuwenden, gelöst müssen beide werden. Und beide, obwohl ihre Ziele verschieden sind, hatten ehemals gar vielfach die Grundlage gemeinsam. Nun aber hat seit einigen Jahrzehnten die wissenschaftliche Philologie eine Richtung angenommen, die wenig mehr mit der praktischen Philologie gemein hat oder gemein haben sollte, und doch hat sie, und das ist der Kern der Sache, die praktische Philologie mit in ihre Bahnen gerissen.

Wir wollen uns deutlicher erklären. Zunächst die wissenschaftliche

Forschung: ihr ist die Aufgabe gestellt, das Altertum wieder aufzubauen. Dabei kann sie sich nicht an einem Punkte aufhalten, sie muß vorwärts eilen. Die klassische Philologie als reine Wissenschaft hat sich mit der Zeit mehr und mehr abwenden müssen von den Schulschriftstellern, den herrlichsten Denkmälern des Altertums, die uns erhalten sind, nachdem sich ihrer Durchforschung so viele und so edle Kräfte gewidmet hatten, sie hat sich neuen Aufgaben zugewandt, deren Lösung mit den Grundlagen unsrer Schulbildung nichts mehr gemein hat, aber zum Teil wissenschaftliche Notwendigkeit ist. Zum Teil, sagen wir mit Bedacht, denn wir wollen, da es nicht unmittelbar zur Sache gehört, unerörtert lassen, wie auch hier manches unser Kopfschütteln hervorruft, so die Vergewendung von Zeit und Mühe auf Gebieten, wo die ernste Forschung aus Mangel an Material doch nicht mehr weiter kommt, und es sich daher meist nur um ein mehr oder minder geistreiches Spiel handelt, oder auf solchen, wo zwar ein Ergebnis erzielt wird, das aber in keinem Verhältnis zu der aufgewandten Kraft steht. Diese Kleinigkeitskrämerei verdankt ihre Pflege der mißverständlichen Auslegung eines an sich richtigen Satzes. Große Altertumsforscher, unter ihnen Lessing, haben es ausgesprochen, daß der Forscher es nicht für unter seiner Würde halten dürfe, auch den unbedeutendsten Gegenstand zu untersuchen. Das ist ganz richtig, hat aber, wie alles, seine Grenzen. Alles, was durchforscht wird, darf wohl an sich unbedeutend sein, aber irgendwie muß es sich doch als dienendes Glied an das Ganze anfügen können, oder muß man mit Zuversicht hoffen dürfen, daß dies in absehbarer Zeit geschehe. Und auch das Ganze, in diesem Falle die Altertumswissenschaft, darf sich nicht völlig aus dem Zusammenhange mit dem wirklichen Leben verlieren, denn das sollte doch auch der Zweck der idealsten Wissenschaft sein, daß wir etwas aus ihr lernen zum Gewinn für uns selbst. Man spricht so viel von dem Selbstzweck der Wissenschaften, als ob sie nur um ihrer selbst willen da seien. Das ist eine Abstraktion, der wir wenigstens nicht folgen können. So wie alle Wissenschaften ursprünglich doch nur aus irgend einem praktischen Bedürfnis hervorgegangen sind, so wird sich, so lange wir sterbliche Menschen bleiben, auch immer der Grundsatz behaupten, daß eine Wissenschaft für uns um so wertloser werden muß, je mehr sie die Fühlung mit dem wirklichen Leben verliert. Denn dieses steht voran. Der gedeihlichen Entwicklung eines edeln Zusammenlebens der menschlichen Gesellschaft haben wir in erster Linie unsre Kräfte zu widmen. Wo dahingehende Aufgaben sichtbar vorhanden sind, da haben fernerliegende Interessen vorläufig beiseite zu treten. Man mag das unideal gedacht finden; Thatsache bleibt es deshalb doch, daß die erwähnten Aufgaben mit Notwendigkeit erst einigermaßen gelöst werden müssen, ehe an weiteres gedacht werden kann, sei dies auch das höhere; jedenfalls bedarf es eines festen Untergrundes. Und von unten fängt man an zu bauen, nicht von oben. Wer der Menschheit zum deutlich sichtbaren Wohl und Segen

wirkt, der thut eine größere That, als wer die Wissenschaft an einem fern liegenden Punkte fördert, ohne jede Rückwirkung auf das Gesamtwohl, nur dem Interesse weniger dienend, mag auch des ersten geistige Arbeit an sich hinter der des andern zurückstehen. Die glänzende Stellung der Naturwissenschaften rührt nicht daher, daß sie uns die Erkenntnis der Dinge um uns aufschließen, sondern weil sie dem Menschen die Mittel an die Hand geben, sich dieser Erkenntnis zu seinem Heile zu bedienen, sei es durch Ertötung des finstern und unserm Zusammenleben schädlich entgegenwirkenden Aberglaubens, sei es durch die wirtschaftliche Ausnutzung der im Weltall verborgenen Kräfte. Die jüngsten medizinischen Großthaten unsers Jahrhunderts erscheinen nicht deshalb so phänomenal, weil sie uns über die nähere Beschaffenheit der schlimmsten und unheilvollsten Mächte, die unserm Organismus Gefahr drohen, aufklären, sondern weil sie dadurch die Hoffnung erwecken, diese wirksam bekämpfen zu können. Die Kriegswissenschaft nimmt in unserm Reiche eine so hohe Stelle ein, weil die ganze Sicherheit der Nation auf unsrer Kriegsmacht beruht. So sollte auch die klassische Philologie bei ihrer Arbeit sich dessen bewußt sein, daß sie der Mitwelt ein Gesamtbild der antiken Kultur oder eines Teiles derselben vermitteln soll zu deren geistigem Nutzen und Gewinn. Hierzu sind freilich viele Kräfte erforderlich, und eine Arbeitsteilung erweist sich als unumgänglich, nur hat diese seit einiger Zeit so gewaltige Ausdehnung angenommen, daß der Einzelne häufig gar nicht mehr überlegt, ob seine Leistung eigentlich für den Gesamtbau von Nutzen sei. Wenn einer Bausteine irgendwohin karren wollte, wo gar nicht gebaut werden soll, würde man sein Thun mit Recht als unsinnig bezeichnen, aber in der Philologie werden die gleichgiltigsten Dinge untersucht, und je unwichtiger die Sache ist, für um so bedeutender wird sie oft gehalten. Das zeigen uns so manche mit ungenügenden Mitteln unternommene oder auf unwesentliche Dinge sich erstreckende Quellenuntersuchungen — um auf diesem Gebiete wirklich bedeutungsvolle Ergebnisse zu erzielen, dazu gehören bedeutende Gesichtspunkte und ein umfassender Blick —, die massenhaften Beiträge zum Sprachgebrauch der Schriftsteller, auch wenn es sich nur um eine Präposition handelt, und andre Erscheinungen. Ein eignes Vergnügen gewährte es uns jüngst, von einem „hervorragenden Forscher auf dem ut-Gebiet“ zu lesen — gedruckt, schwarz auf weiß. Ein anderer Übelstand, der sich äußerst fühlbar macht, ist der, daß die Kritik der dichterischen Texte, eine Hauptaufgabe der philologischen Wissenschaft, nicht einmal immer von Forschern ausgeübt wird, die genügendes poetisches Verständnis haben. Daher ist eine Masse dahin gehender Arbeiten von vornherein Makulatur. Dies gilt von dem nicht geringsten Teile der Forschungen über die Entstehung der Homerischen Gedichte, von vielem, was über Horaz und andre geschrieben worden ist. Ein großer Teil der hierauf verwandten Zeit wäre besser mit Straßentehren oder Schneefegen ausgefüllt worden. Trotzdem

geht die Forschung, kaum mehr Forschung, sondern Spielerei, lustig weiter. Kurz, die klassische Philologie ist in Gefahr zu zerbröckeln — die hervorragenden Männer, die das Ganze im Auge behalten, und deren es ja immer noch zahlreiche giebt, werden den Lauf der Entwicklung kaum aufhalten. Freilich wird es noch eine geraume Zeit dauern, ehe man sehen wird, wie viel Mühe und Kosten unnütz verschleudert worden sind. Dieses Spezialistentum ist um so bedauerlicher, als man doch ja nicht glauben soll, daß nicht noch Aufgaben ihrer Lösung harren, die große Gesichtspunkte verlangen und große Ausblicke eröffnen, zu denen weder neues handschriftliches noch inschriftliches Material notwendig ist, und bei denen weit mehr Gewinn herauskommen würde, als bei so manchen Funden von Grabinschriften, die durch kostspielige Reisen erreicht werden. Eine Geschichte des Wesens der Geschichtschreibung und des historischen Stils von den ältesten griechischen Historikern durch die römische Periode bis auf unsre Zeit würde reiche Belehrung und Anregung gewähren, eine wie immer auch lückenhafte Behandlung des antiken „Folklore,“ d. h. der Volksüberlieferung im engeren Sinne, kostbaren Gewinn ergeben, so unter anderm wirksam zu der Erkenntnis auch bei den Philologen beitragen, wie viel näher uns das Altertum eigentlich steht, als man meist annimmt, weiterer Aufgaben hier nicht zu gedenken. Und wieder andre hochwichtige Probleme, deren Lösung man in jüngster Zeit näher getreten ist, wie lange haben sie ihres Befreiers aus der Dunkelheit harren müssen, und wie wenige nehmen an dem Werke den ihm gebührenden Anteil! Heute erst besitzen wir eine allen Anforderungen entsprechende Geschichte der wissenschaftlichen Erdkunde der Griechen, und wie allein, ja wie vereinsamt steht ihr Verfasser da!

Doch sei dem, wie ihm wolle, möge der Betrieb der klassischen Philologie als einer Wissenschaft, wie er augenblicklich in Blüte steht, unanfechtbar sein, mögen die, die allein der wissenschaftlichen Forschung dienen, mit Zug und Recht ihm huldigen — auf keinen Fall sollte der künftige praktische Philologe in ihm aufgehen. Gewiß ist es auch für ihn unerläßlich, den Weg der selbständigen Forschung kennen zu lernen und zu betreten, und wenn ihm dann später Muße dazu bleibt, mag er ihn sein Leben lang weiter wandeln; aber in erster Linie sollte für seine Studien die Rücksicht auf den künftigen Schulunterricht maßgebend sein, d. h. die praktische Seite der Philologie. Eine wirklich gehaltvolle Erklärung der Schulschriftsteller, eine eingehende Würdigung auch von der inhaltlichen Seite und in Folge davon die Erweckung von Liebe und Begeisterung für sie, das sind die Aufgaben, die der Gymnasiallehrer zu leisten hat, nicht nur grammatische und kritische Experimente, wobei die alten Schriftsteller als Phantome dienen.

Nicht als ob wir die formale Bildung, die durch die Beschäftigung mit den alten Schriftstellern gewonnen werden kann, unterschätzten. Im Gegenteil, wir stellen sie besonders hoch, halten sogar manches, was von der inhaltlichen

Bedeutung der alten Klassiker für die Schule mit großem Nachdruck verkündet wird, für übertrieben, so z. B. den Satz, daß man sich mit ihnen beschäftigen müsse, um die „Kulturbedeutung“ der Alten kennen zu lernen, oder um sich eine „edle menschliche Bildung“ anzueignen, und ähnliches. Von der wirklichen Wichtigkeit der Antike für die gesamte Kultur der gebildeten Welt erfährt der Primaner nicht allzuviel, jedenfalls nicht so viel, daß ihm dies nicht in kürzerer Zeit beigebracht werden könnte, als es jetzt geschieht, geschweige denn so viel, als sich der Philologe im Laufe der Jahre angeeignet hat, der dann, weil er es selbst weiß, zu glauben pflegt, der Gymnasiast wisse es auch. Auch die Bildung zu edlem Menschentum, die Erweckung von Edelsinn und allen männlichen Tugenden ist nicht in dem Grade von der Kenntnis der griechischen und römischen Schriftsteller abhängig, als uns mancher begeisterte Philologe glauben machen möchte. Um Tapferkeit und Vaterlandsliebe zu erwecken, brauchen wir Marathon und Salamis nicht, wir haben unsre eignen Freiheitskriege. Sa wer an die vielgerühmten Helden der hellenischen Vorzeit den kritischen Maßstab anlegen wollte, fände vielleicht an manchen der edelsten etwas auszusetzen, das uns hindern könnte, sie der Jugend als Muster vorzuführen. Man denke an den „edeln Dulder“ Odysseus, der im ersten Buch der Ilias — es rührt freilich nicht von dem „göttlichen“ Homer selbst her — uns als Urheber einer hinterlistig ins Werk gesetzten Greuelszene entgegentritt, und dessen erstes Beginnen bei seinem Erwachen in Ithaka darin besteht, daß er die mitgebrachten Schätze zählt, ob ihm auch keine gestohlen worden seien, kein sehr heroenhafter und wenigstens der Mehrzahl unter uns kein sympathischer Zug. Auch mit der edeln menschlichen Bildung, die man sich allein durch die Griechen und Römer erwerben soll, steht es nicht so ganz sicher. Man müßte dann doch annehmen, daß die Philologen, die sich ja am meisten mit den Alten beschäftigen, auch den meisten Gewinn aus ihnen zögen, daß es also auf der ganzen Erde keine humaneren, gerechteren, bescheidneren, uneigennützigeren, kurz menschlich edler gebildeten Männer gebe als die klassischen Philologen. Gewiß trifft das auf viele von ihnen zu, aber daß man es gerade von ihnen im allgemeinen gegenüber andern Berufskreisen nicht sagen kann, das beweist unter anderm schon der so häufig ganz ohne Grund geräuschvolle und gehässige Ton ihrer Polemik, wie er namentlich in den Schriften der Jüngern zu herrschen pflegt. Man mag das „Frische und Lebendigkeit der Darstellung,“ „Schärfe in der Beweisführung“ oder wie man sonst will, nennen, im Sinne eines Platon ist solcher Stil wahrlich nicht, und menschlich edel ist er auch nicht. Es ist ja berechtigt, wenn sich ein hämisch angegriffener seiner Haut wehrt. Dann sind sogar nach echter deutscher Art Keulenschläge bisweilen an ihrem Platze. Aber die selbstgefällige Überhebung, die der soliden Arbeit Andreer verschiedener Meinung oder kleiner Versehen halber den Rang aberkennen will, das aufdringliche Poltern nicht nur gegen die Mittelmäßigkeit, sondern

gerade gegen Männer von hoher Bedeutung, das Triumphgeschrei, das erhoben wird, wenn diesen einmal das Unglück begegnet ist, eine Kleinigkeit nicht so genau durchstöbert zu haben wie ein Doktorand, das alles nimmt sich besonders in Anbetracht der so häufigen Unbedeutendheit des Gegenstandes sehr häßlich aus. Wie eine alte verklungene Sage heben sich von diesem Treiben die Worte Voethts ab, die wir im Schlußwort zu seiner Encyclopädie lesen, ein Zeugnis gleich glänzend für den wahrhaft edeln Sinn dieses großen Mannes, wie beschämend für die Epigonen. „In der Regel, — sagt er — überschätzen nur diejenigen ihr Wissen, deren Kenntnisse beschränkt sind; wer viel weiß, erkennt seine Unwissenheit am deutlichsten. Daher wird durch die wahre Durchdringung des encyclopädischen und speziellen Wissens auch ein sittlicher Geist im Betriebe der Wissenschaft entstehen, frei von Selbstsucht, Ruhm- und Geldsucht, die viele vielfach von der Bahn der Wahrheit ablenken.“ Doppelt abstoßend wirkt solche Polemik, wenn wir wissenschaftliche Erörterungen damit vergleichen, wie sie in juristischen Kreisen üblich sind; diese stehen förmlich wohlthuend dagegen ab. Ob also die klassischen Studien ihren Jüngern die gerühmte edle menschliche Bildung in besonderm Maße zu verleihen imstande sind, bleibt billig zu bezweifeln. Diese Ansicht hat ihre Quelle in der Überschätzung des klassischen Altertums. Die Mehrheit der Philologen ist seit lange gewohnt, die Alten, wenigstens die Hellenen, gar nicht unter demselben Gesichtspunkte wie andre Erdenbewohner zu betrachten, sondern die Antike als eine Welt für sich anzusehen, die mit dem Geist und den Empfindungen unsrer Zeit wenig gemein habe. Ist auch die Stufe überwunden, wo man alles für vollkommen ansah, wenn es antik war, so sehen doch auch heute noch unsre Philologen meist einen klassischen Schriftsteller mit ganz andern Augen an, als einen ihm geistesverwandten modernen, preisen sie die Schönheiten jenes ebenso hoch, wie sie ihn vielleicht tief verachten würden, wenn er ein moderner wäre. Welcher Philologe hätte nicht die größte Ehrfurcht vor dem Namen des Aristophanes! Aber ganz abgesehen davon, daß Aristophanes nicht viel besser und nicht viel schlechter war, als die andern zeitgenössischen Komiker, so hat es in neuerer Zeit ebenso große und größere Lustspielsdichter ähnlicher Richtung gegeben, jedenfalls edlere. Aber weil es Aristophanes ist, ein alter Klassiker, belachen wir seine Possen als geistreich, dichten wir ihm tieferliegende sittliche Tendenzen auch da an, wo er nur auf die Schau- und Lachlust eines nicht eben idealen Publikums spekulirt. Wenn man imstande ist, Geist und Absicht des Dichters herauszuhören, auch da, wo sie durch grobe Späße verschleiert sich im Hintergrunde halten, wird man bei jedem echten Dichter hier und dort hinter der heitern Stirn den ernstesten Gedanken erlauschen, bei Aristophanes so gut wie bei andern, aber nimmermehr würde man dem attischen Komiker so erhabene Gefinnungen und so edle Ziele zugesprochen haben, wie es geschehen ist, wenn man versucht

hätte, seine Schöpfungen mit ähnlichen Erscheinungen der modernen Zeit auf eine Stufe zu stellen und zu vergleichen. Der römische Dichter Plautus, der es unternahm, die feinen Erzeugnisse der spätern griechischen Komödie für das Verständnis und den größeren Geschmack seines Publikums zurechtzustutzen, tritt uns meist als lustiger Poffenreißer entgegen und hat manchen klassischen Philologen durch seinen Witz und Scherz eingenommen; käme aber heutigestags ein den plautinischen an Charakter ähnliches Scherz- oder Singspiel auf die Bühne, so würde der Philolog die Nase rümpfen über das Ansinnen, sich „solches Zeug“ anzusehen. Also die inhaltliche Bedeutung der klassischen Studien für die Zwecke des Gymnasiums wird vielfach in einem zu günstigen Lichte dargestellt, und es ist ganz in der Ordnung, dem gegenüber auch auf ihren formalen Bildungswert hinzuweisen. Aber der formale Gesichtspunkt darf nun und nimmermehr der einzige sein, unter dem sie als Lehrstoff betrachtet werden, am wenigsten aber darf in den grammatisch-kritischen Experimenten fast das alleinige Heil gesucht werden. Es ist eine berechtigte Forderung, daß man auch verstehe, was man liest, nicht nur die einzelnen Wörter und Sätze für sich, sondern alles im Zusammenhange mit dem Ganzen, daß, wenn man die alten Litteraturdenkmäler behandelt, man auch ihren Gedankeninhalt und damit ihren innern Wert zu erfassen versuche, sie würdige als das, was sie ihrer Zeit sein sollten, die Geistes- und Empfindungswelt ihrer Urheber in sich aufnehme; dann wird man auch nach Abzug der hinzukommenden besondern Verhältnisse des klassischen Altertums die wertvolle Lehre davontragen, wie im Geistesleben der Völker nur die äußern Bedingungen gewechselt haben, die menschliche Natur aber sich stets gleich geblieben ist. Besonders die herrlichen Werke der hellenischen Dichtkunst, in erster Linie die der tragischen Poesie, erfordern eine ästhetische Behandlung, sie müssen in ihrer Bedeutung als Kunstwerke gewürdigt werden, auf ihre Schönheiten im ganzen wie im einzelnen hinzuweisen, gehört zu den Hauptaufgaben des Lehrers. Wer mit seinen Schülern den Aeschylus liest, der muß im Verlaufe der Erklärung einzugehen wissen auf die Weltanschauung des Dichters und auf das Wesen seiner Tragik, er muß, soweit es möglich ist, die Gestaltung des überkommenen Stoffes durch den Dichter berühren und zum Nachdenken anregen über seine Beweggründe dazu, damit die dichterische Absicht recht erkennbar werde, er muß hinweisen auf die Großartigkeit seiner Probleme. Er soll aber auch die äußere Komposition erörtern, wie sich Szene auf Szene folgt, wie jeder Einzelheit ihr Platz im Drama bestimmt ist, und er soll die Aufmerksamkeit auf die Kunst lenken, mit der dies geschieht. Seine Aufgabe ist es, den Gang der Handlung in der Vorstellung der Schüler so lebendig zu erhalten, als spielte sich diese vor ihren Augen ab. Die Zeichnung der Charaktere ist zum Gegenstande der Besprechung zu machen, wie sie sich ergeben aus Worten und Thaten der handelnden Personen. Nicht zu vergessen die Einzelheiten in der poetischen Durchführung:

wie jedes an seiner Stelle zum Gesamteindruck beiträgt, wie die Sprache, wie die Rhythmen dem Inhalt entsprechen und wie gewaltig sie wirken. Wer sich nicht berufen glaubt, eine solche Erklärung für die Dichter zu leisten, denn nicht allen Sterblichen geht die urewige Schönheit der Poesie in gleicher Weise auf, der findet auch auf dem Gebiete der Prosaiker ein dankbares Feld. Denn auch hier ist mit grammatischen Übungen noch lange nicht alles gethan. Die Gesamtstellung eines Historikers in der Entwicklung der von ihm gepflegten Gattung, seine Auffassung vom Wesen der Geschichtschreibung, sein Standpunkt im öffentlichen Leben, sein Urtheil über Personen und Verhältnisse, das Besondere seines Stils, das alles sind Dinge, ohne deren zeitweilige Erörterung viel von dem Nutzen, den die Lektüre bieten könnte, verloren geht. Einen Thukydides soll man doch vor allem als Geschichtschreiber würdigen; da weiß man denn wirklich nicht, was man dazu sagen soll, wenn seine geschichtliche Erzählung nur flüchtig berührt oder gar übersprungen wird, um eine desto ausführlichere Behandlung den eingestreuten Reden zuzuwenden. Gerade das Umgekehrte wäre am Plage.

Nach unsern Erfahrungen muß die vorige Generation der Gymnasiallehrer der Aufgaben in dieser Richtung sich noch mehr bewußt gewesen sein, unter der jetzigen beginnt dieses Bewußtsein zu schwinden. Unsrer heutigen jungen Philologen folgen dem Strome der wissenschaftlichen Forschung und legen nicht mehr den Hauptwert auf ihren zukünftigen Beruf. So kommt es auch, daß, wenn sie in diesen eintreten, ihre wissenschaftlichen Interessen ihnen vielfach höher stehen, aber diese gehen nicht mehr mit denen der Schule zusammen, und die alten Klassiker kommen dabei zu kurz. Verständnis, Liebe und Begeisterung für sie wird meist nicht mehr erweckt, weil die, die das alles erwecken sollen, es selber verloren haben. Man mag dagegen einwenden, was man will, so viele einzelne Ausnahmen man auch als Gegenbeispiele bringen mag, im großen und ganzen verhält es sich so, man täusche sich darüber nicht. Man sagt wohl, es habe immer gute und schlechte Lehrer gegeben. Aber dabei darf man sich nicht beruhigen. Es handelt sich hier nicht um eine vereinzelte Erscheinung, sondern um einen allgemeinen Zug der Zeit. Auch die Tüchtigsten folgen mehr und mehr diesem Zuge. Wohl drängt sich den Philologen selbst diese Wahrnehmung unerbittlich auf, und es erscheint wie eine bewußte Reaktion, wenn gerade in neuerer Zeit von hervorragenden Gelehrten Kommentare wesentlich zu Dichtern geschrieben werden, aus denen allerdings die zukünftigen Lehrer zu lernen vermöchten, wie sie der Jugend das Verständnis der Alten näher rücken können. Aber noch besitzen wir keine auch nur annähernd genügende Zahl solcher Kommentare, und besäßen wir sie, es wäre damit nichts geholfen. Der Student kann nicht alles lesen, und zudem fruchtet weit mehr das lebendige Wort. Es tritt vielmehr gebieterisch die Nothwendigkeit an die Universitäten heran, den philologischen Hörern in weit größerem

Maßstabe als bisher die Gelegenheit zu geben, sich einer für die Bedürfnisse der Schule vollkommen verwertbaren Beschäftigung mit den Klassikern zu widmen. Wir denken hier weniger an praktische Vorübungen für den Schulunterricht, obgleich auch in dieser Beziehung viel mehr als bisher gethan werden könnte; wir wollen nur nicht, daß der Student den Anforderungen, die die Schule an ihn stellt, entfremdet werde. Wir erinnern uns eines jungen Philologen, der mit glänzendem Zeugnis die Universität verlassen hatte und doch darüber klagte, wie schwer es ihm falle, sich in seinen Lehrerberuf einzuarbeiten, da er sich auf der Universität alle mögliche Gelehrsamkeit erworben, nur nicht die, die er für das Gymnasium brauche. Wir meinen also, es müsse auf der Universität dafür gesorgt werden, daß der Philologe das Studium der Schulschriftsteller auch so betreibe, daß er sie mit seinen Schülern in der angeedeuteten Weise zu behandeln und Interesse für sie zu erwecken imstande sei.

Der rechte Ort aber, wo dies geschehen könnte, sind nicht nur die eigentlichen Vorlesungen, sondern vor allem die philologischen Seminare. In diesen wird jetzt in der Hauptsache Textkritik getrieben, wird die Einzelerklärung bevorzugt. Die Schulschriftsteller werden jedesfalls nicht mit Rücksicht auf ihre Bedeutung als Grundlage unsrer humanistischen Bildung behandelt. Die Arbeiten, die der Student im Seminar, für das Examen oder aus eigenem Antriebe leistet, beschäftigen sich meist mit ganz andern Fragen als mit denen, die mit dieser Bedeutung zusammenhängen. Vom streng wissenschaftlichen Standpunkte aus soll auch gar nichts hiergegen gesagt werden. Aber die praktische Philologie wird dabei vernachlässigt, der künftige Beruf des Philologen nicht berücksichtigt. Natürlich wirkt dies auf die Schule zurück. Homer und Herodot sinken herab zu Versuchsobjekten für die Feststellung des Unterschiedes zwischen dem attischen und dem ionischen Dialekt, und Horaz wird zum Schreckbild der Jugend, wenn an ihm die Gesetze der Metrik eingeübt werden, die Wirkung des Rhythmus unerörtert bleibt. Schuld hieran ist nur der Mangel genügender Gelegenheit auf der Universität, sich im Sinne der einzig berechtigten Anforderungen an den Lehrerberuf zu bilden. Diesem Mangel abzuhelpfen muß versucht werden, ohne die Lehrfreiheit einzuschränken. Es könnten sehr gut eigne Seminarabteilungen eingerichtet werden, in denen nach ausdrücklichem Lehrplan die inhaltliche Erklärung in den Vordergrund zu rücken wäre. Auch in den Prüfungen könnte manches geändert werden; in der schriftlichen könnten mehr Themata gestellt werden, die mit dem innern Wesen der Klassiker im Zusammenhange stehen, und aus deren Bearbeitung man besser die Fähigkeit des Examinanden zum Unterricht der Jugend zu beurteilen vermöchte, als aus so manchen der jetzigen Arbeiten, in der mündlichen könnte mehr Rücksicht auf das inhaltliche Verständnis genommen werden.

Aber wie das alles im einzelnen eingerichtet werden sollte, das ist eine Frage, die, von allen Seiten ernstlich überlegt, leicht zu beantworten sein würde. Daß etwas in dieser Richtung geschehe, ist notwendig. Geht alles in der bisherigen Weise seinen Gang weiter, so wird der Nation mit Ausnahme von wenigen bald das Verständnis für die Bedeutung des klassischen Altertums vollends verloren gehen. Das wäre aber gleichbedeutend mit dem Ende unsrer humanistischen Bildung.

Uralt und namentlich bei uns heimisch ist die Sage von dem Schäfer, der im Besitz der Springwurzel war, und den eine verzauberte Königstochter in einen Berg führte, dessen Inneres ihm die Wurzel erschloß. Da war er so entzückt und geblendet von den Kostbarkeiten, die er dort sah, daß er, soviel er nur konnte, davon zusammenraffte, aber die Springwurzel mitzunehmen vergaß, obgleich ihm die Fee zurief: Vergiß das Beste nicht! Seine Reichtümer brachte er nach Hause, aber den Eingang in das Innere des Berges konnte er nicht wiederfinden.

Wie viele kostbare Schätze uns auch das klassische Altertum schon gebracht hat, wir haben von ihnen keinen dauernden Gewinn, wenn uns das Beste fehlt, der Schlüssel, der es uns und unsern Nachkommen ermöglicht, immer von neuem wieder in das Innere des Berges zu dringen, immer wieder neue Schätze zu heben. Dieses Beste, die Wunderblume, die anzeigt, wo Schätze verborgen sind, das ist die Lebendigerhaltung des Verständnisses und der Begeisterung für die Herrlichkeit des klassischen Altertums. Sie muß gehütet werden, soll uns jenes unverloren bleiben.



## Daudet als Humorist und Satiriker

Von Otto Buchwald



er erste Roman, der Daudets Namen weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausstrug, „Fromont jun. und Risler sen.“, verdankt seinen großen Erfolg außer andern trefflichen Eigenschaften dem bei französischen Erzählern nicht gerade häufig vorkommenden Humor. Besonders gefiel die Figur des verbummelten Schauspielers Delobelle, der sich in seiner schätzbaren Existenz an seinem frühern, nur von seiner Einbildung geschaffenen Ruhm aufrichtet, von der Zukunft noch große Erfolge erwartet, sich von der sauern Arbeit seiner Frau und seiner